

gar in den Sinn, dieser verstoßenen Alleinerziehenden in der Bibel (Genesis Kapitel 21), die mit ihrem Kind durch die Wüste irrte. Verdurstend warf sie den Jungen unter einen Busch und weinte. An dieser Endstation einer Mutter griff Gott ein, gab Wasser und ermutigte sie mit den Worten: „Steh auf, nimm den Jungen, und fasse ihn mit deiner Hand! Denn ich will ihn zu einer großen Nation machen.“

Vor lauter Frust keine zärtlichen Muttergefühle mehr

Gott hat noch etwas vor mit mir und meinem Kind! Mit dieser Perspektive bin ich in den Tälern unseres Weges immer wieder aufgestanden, habe mir Hilfe in der Kirchengemeinde geholt, bei Fachleuten, Psychologen, Selbsthilfegruppen, Babysittern und ... einer Haushaltshilfe.

Es galt auch, auf uns als Ehepaar zu achten, da wir in der Gefahr standen, uns zu verlieren. Ich musste lernen, meine Bedürfnisse wahrzunehmen – meine Familie weiß inzwischen, dass mein Mittagsschlaf und meine Tasse Kaffee für mich heilig sind ...

Schließlich musste ich auch meinen Perfektionismus ablegen – für Mütter eine weitere Falle. Gerade als Mutter von angenommenen Kinder wollte ich alles richtigmachen. Mit diesem Idealismus habe ich gründlich Schiff-

bruch erlitten. Ich habe Fehler gemacht, über die ich heute den Kopf schüttele. Aber mir wurde klar, dass Gott es gutmachen kann, auch wenn ich nicht alles richtig mache.

Am schwersten war für mich die Zeit, in der ich vor lauter Frust keine Muttergefühle mehr für dieses eine schwierige Kind empfand. Mich plagten Schuldgefühle und ich verurteilte mich. In einem Seelsorgezentrum habe ich dann diese Last bewusst an einem Kreuz zu Jesu Füßen abgelegt. Mir wurde klar, dass Liebe mehr ist als ein Gefühl. Es ist eine Entscheidung, die sich in Taten der Liebe ausdrückt – notfalls auch ohne Gefühle, die übrigens wieder heilen können.

Ich bat meine Kinder um Vergebung für alles, wo ich sie verletzt hatte. Auch meinen Groll ließ ich los, damit nicht Bitterkeit mein Muttersein vergiftete.

Mein zweiter Adoptivsohn ist heute erwachsen und die Verarbeitung seiner Geschichte ist immer noch herausfordernd für ihn. Aber uns verbindet eine Beziehung, in der wir vertrauensvoll miteinander reden können – einfach, weil wir beide schon so viel miteinander durchgestanden haben. Das schweißt zusammen.

„Ich bin ihr nicht böse, es ist doch alles gut geworden.“

Ein Schlüssel dafür ist, dass wir zugeben, wenn etwas falsch gelaufen ist. Dann versöhnen wir uns und fangen neu an. Und wir haben schon sehr oft neu angefangen ... Aber wir

sind noch gemeinsam unterwegs.

Manchmal werden wir gefragt, ob wir unsere leiblichen Kinder lieber hätten als die adoptierten. Ich antworte darauf immer, dass uns mit jedem Kind eine einzigartige Geschichte verbindet – das ist die Basis unserer Beziehung. „Und Papa habe ich ja auch nicht geboren und liebe ihn sehr“, so erklärte ich es früher den Kindern.

Als unsere Adoptivsöhne älter waren, haben wir sie gefragt, ob sie sich jemals gegenüber den leiblichen Kindern benachteiligt gefühlt hätten. Sie schüttelten beide den Kopf. „Ich vergesse immer, dass du mich nicht geboren hast“, meinten sie beide – zu meinem Erstaunen auch der Sohn, der als Dreijähriger zu uns kam. Er erinnert sich übrigens an nichts aus seiner frühen Vergangenheit.

Der Schmerz trifft im Kern, wenn es um Beziehungen geht

Auf unserem Weg als Mütter, besonders als Adoptiv- und Pflegemütter, stellen Gefühle immer wieder eine besondere Herausforderung dar. Denn traumatisierte und vom Leben verletzte Kinder können sehr verletzend sein – und der Schmerz trifft uns oft im Kern, weil es um so enge Beziehungen geht. „Nicht persönlich nehmen“ ist da leicht gesagt, wenn der Teenager zum Beispiel feststellt: „Leute wie ihr sollten besser keine Kinder adoptieren!“

Vor allem mein zweiter Adoptivsohn, der von seiner leiblichen Mutter nicht einmal ein Foto hatte, litt sehr unter der Tatsache, abgegeben worden zu sein. Ein tiefes Gefühl der Ablehnung nagt am Selbstwert von verlassenen Kindern und frisst Lebenskraft, was sich in chaotischen Zimmern, Wut, Suchtverhalten oder Schulschwierigkeiten ausdrücken kann.

Für meinen ersten Adoptivsohn war die Verarbeitung seiner Geschichte leichter, da er sich bei den seltenen Besuchen seiner leiblichen Mutter ein Bild von ihr machen konnte. „Ich bin ihr nicht böse, es ist doch alles gut geworden“, so meint er heute im Rückblick.

Besser verstehen können und inneren Frieden finden

Mit unserem zweiten Sohn haben wir uns im letzten Sommer aufgemacht, um seine leibliche Mutter zu suchen. Wir wollten ihm helfen, sich ein Bild von der Frau zu machen, die ihn geboren hat. Wer nichts von seinen leiblichen Eltern weiß, dem fehlt es wie ein Puzzleteil zum Ganzen, wenn er seine Identität finden will.

Das weißrussische Adoptionszentrum unterstützte uns, und so standen wir schließlich in einem Plattenbau in Minsk vor einer schmächtigen blonden Frau, die uns unter Tränen erzählte, warum sie ihr Kind einst nicht behalten konnte. Sie war überglücklich, ihren Sohn wiederzusehen. Schweigend saß er nach dem Besuch im Auto. Plötzlich meinte er: „Jetzt habe ich Frieden, nun verstehe ich alles besser.“

Als Adoptivmutter hatte es mich Überwindung gekostet, den ersten Müttern im Leben meiner Kinder Raum zu geben. Ängste griffen nach mir, die Liebe meiner Söhne zu verlieren und überflüssig zu werden. Nach all diesen Erfahrungen bin ich gelassener. Ich weiß, dass mich mit meinen Kindern eine Beziehung verbindet, die auf dem gemeinsamen Weg über Höhen und Tiefen gewachsen ist – und mit jedem Schritt wächst sie weiter.

Zur Autorin

Gertraud Schöpflin ist Journalistin. In ihrer Biografie „Eine Badewanne voll Glück – wie meine Träume laufen lernten“ (Brunnen-Verlag) berichtet sie von jahrelanger Kinderlosigkeit, erfolglosen Behandlungen, dem Wunder zweier Adoptionen und der überraschenden Geburt zweier leiblicher Kinder nach 16 Jahren Ehe.



Fotos: ????????